Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 12

Artikel: Ein Flammenzeichen vor hundert Jahren
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666549

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

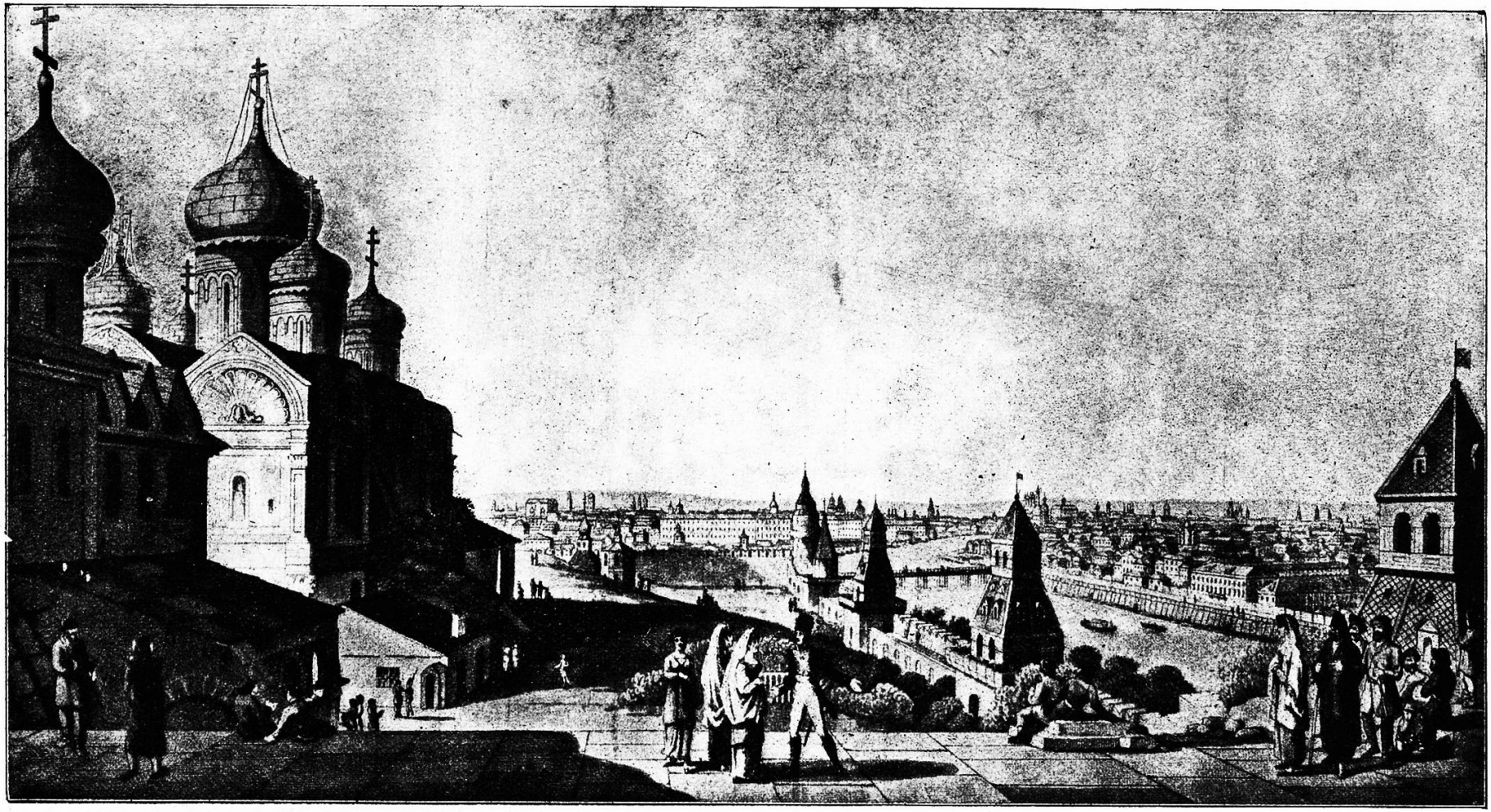
nietete seine Hauer dergestalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er sich denn nun gedulden, bis ich vom nächsten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hause zu schaffen, welches auch ganz vortrefflich von statten ging.

Ein Flammenzeichen vor hundert Jahren.

Am Morgen des 14. Septembers 1812 blickte Napoleon I. von der Zarenburg Kreml über die „heilige" Stadt Moskau hin. Wie so ganz anders war der Anblick heute als gestern, als der Eroberer draußen auf dem Grußberge die Stadt zum ersten Male sah, im lichten Glanze eines wolkenlosen Mittagshimmels, strahlend vom Golde der Dächer ihrer zahllosen Türme und Kuppeln. „So ist sie denn endlich da, diese berühmte Stadt", rief er dabei aus, und ein Schimmer der Freude lag auf seinem Antlitze. Doch heute, an diesem neuen Morgen, prägte sich Sorge in den Zügen des Gewaltigen aus. Nur selten unterbrach er mit einem Ausrufe das Schweigen seines ihn umgebenden Gefolges. Von Zeit zu Zeit entrang sich seiner Brust ein Seufzer. Sein Gemüt war verdüstert, schmerzlich bewegt. Er blickte ja über eine Stätte des Schreckens und des Grauens hin. Immer zahlreicher stiegen an verschiedenen Stellen der Stadt dichte Rauchwolken auf, durch die bald riesenhafte Flammen züngelten. Schon am Abend vorher brach da und dort Feuer aus. Der Kaiser und das Heer legten aber dieser Tatsache keine besondere Bedeutung bei und hielten den Feuerausbruch für eine Sache des Zufalls. Mit der Vermehrung der Feuerherde dämmerte ihnen eine furchtbare Ahnung auf; und von Stunde zu Stunde ging diese in die schreckliche Gewißheit über, daß Plan und Absicht in der Brandlegung walte. Brandstifter wurden auf frischer Tat ergriffen. Und diese Leute waren ja Russen, die eingestanden, in höherem Auftrage gehandelt zu haben. Feuerspritzen waren nicht zu finden; die Russen hatten sie entfernt samt übrigen Löschgeräten, und Wasserläufe waren unbrauchbar gemacht.

Gegen Mittag wogte das Flammenmeer schon bis zum Kreml hin. Feuerfunken fielen auf dessen Dächer und schlugen an dessen Fenster. Die Stallungen des Palastes gerieten in Brand, ein Turm des Arsenals fing Feuer. Der Kaiser und sein Gefolge sahen sich gezwungen, den Kreml zu verlassen, wollten sie nicht durch das Flammenmeer vom Heere abgeschnitten werden. Das Hoflager zog sich aus der Stadt zurück und nahm Quartier in Petrowskoi, einem Lustschlosse des Zaren an der Straße nach Petersburg.

Zu einem bedeutungsvollen Flammenzeichen wurde der Brand von Moskau für den von Kaiserwahnsinn beherrschten Korsen, ein warnendes und mahnendes Mene Tekel. Der Finger des Schicksals schrieb es mit feurigen Zügen an die Wand jener Tage. Draußen vor der Stadt in Sicherheit, mochte der Kaiser darüber sinnen, was diese Schrift bedeute. Er nahm sie auch nicht leicht, aber er verstand die ganze Schwere ihrer Bedeutung nicht, nämlich daß sein Stern, dem er fatalistisch vertraute, schon dem Untergange zueile, daß der Anfang des Endes seines unerhörten Sieges-



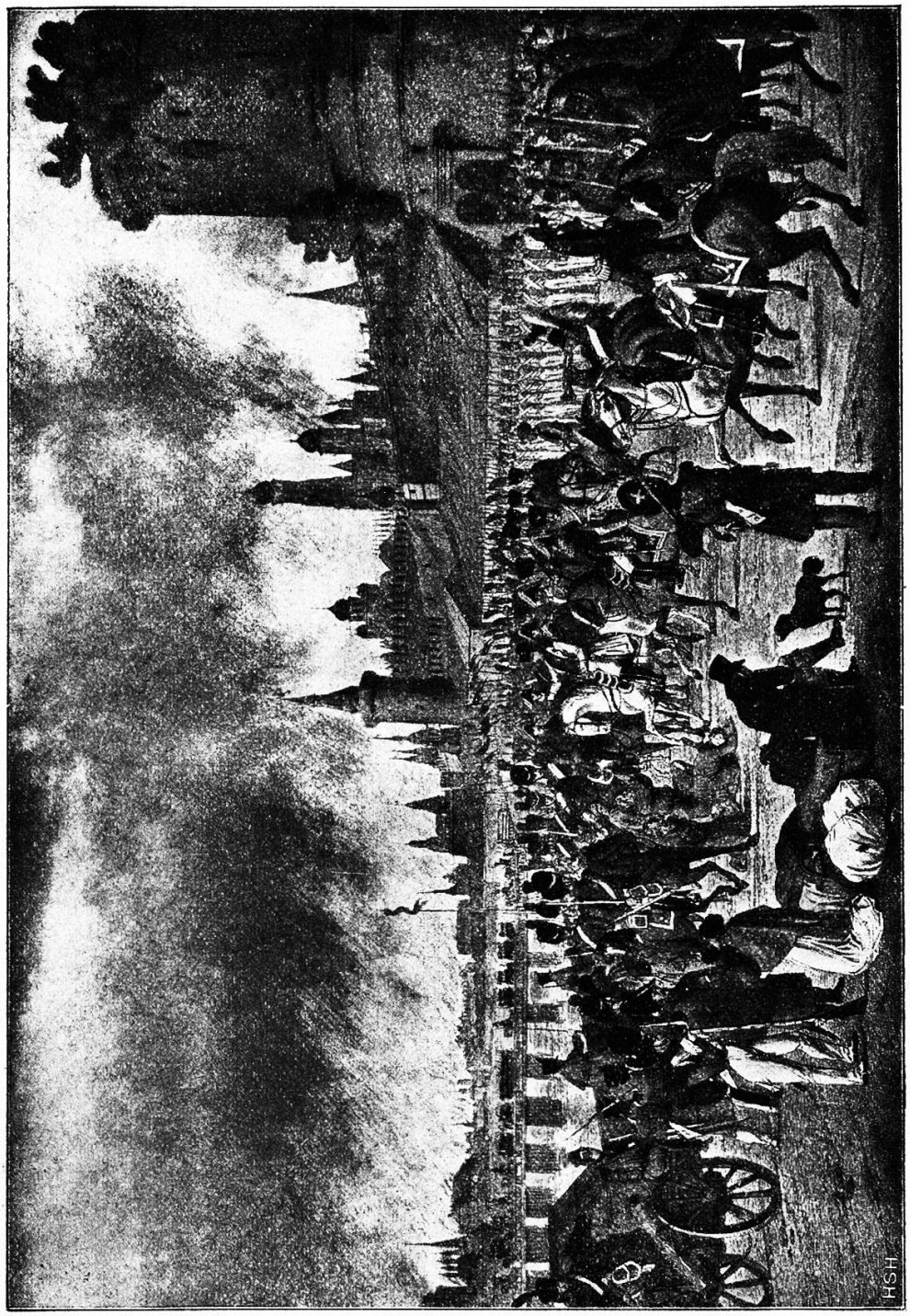
Moskau vor dem Brande. Nach einem Kupferstich von C. C. Hammer aus dem Jahre 1807.

laufes gekommen sei. An diese Tatsache glaubte er nicht und wollte er nicht glauben. Hätte er hören mögen, so hätte er vielleicht aus dem Rauschen der Flammen etwas vernommen wie den alten Spruch: „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Wahnsinn.“ Ein Wahnsinn, ein tolles Wagnis war ja der übereilte Feldzug in das russische Reich mit seinen unermeßlichen Weiten, ein Wahnsinn das Verweilen auf den Trümmern Moskaus.

Doch, nun wieder zurück in die brennende Stadt. Sie verwandelte sich in eine wahre Hölle. Umsonst waren alle Anstrengungen der Franzosen, den Feuerwogen eindämmende Schranken zu setzen. Am Morgen des 16. Septembers erhob sich ein heftiger Wind aus Nordwest. Er trug die Flammen in noch verschont gebliebene Quartiere. In den Straßen herrschte ein unbeschreibliches Gewirre. Die Gefahr, vom Feuer überrascht zu werden, trieb Tausende von russischen Einwohnern aus ihren Verstecken. Von den 200,000 Bewohnern waren nämlich nicht alle ausgewandert, sondern etwa 15,000 zurückgeblieben, viele, weil sie sich nicht vom heimischen Herde trennen konnten, viele in der Hoffnung auf die Schonung und Gnade des Feindes, viele in der Absicht, in der verlassenen Stadt Raubbeute zu machen, viele auch, um an den verschiedensten Stellen die Brandfackel einzulegen. Auch russische Soldaten, gegen 6000, trieben sich noch in der Stadt herum. Sie hatten sich, als das russische Heer am vorhergehenden Tage auf seinem Rückmarsche durch die Stadt zog, aus Reih und Glied weggeschlichen, um zu marodieren. Sie stießen da wohl oft mit französischen Soldaten zusammen, die in der allgemeinen Verwirrung ihrer entfesselten Wut freien Lauf ließen und keinem Befehle mehr gehorchten, weil sie sich endlich einmal schadlos halten wollten für alle die Entbehrungen und Mühsale auf dem kämpfereichen Zuge nach Moskau. Sie hatten gehofft, hier reichliches Vergnügen und Genuß aller Art in ausspannender Ruhe zu finden; und nun eine brennende Stadt, rauchende Trümmerhaufen, ein elendes Unterkommen. Da war es denn nicht zu verwundern, wenn die bestialische Wut nichts mehr verschonte, wenn die Leidenschaften zügellos walteten, wenn Raffgier und Raubsucht am Werke waren. Selbst hochgestellte französische Offiziere beteiligten sich ohne Scheu an dem allgemeinen Raube. Mag sich die Phantasie die Schreckensszenen ausmalen, die da vorfielen, Kämpfe von Mann gegen Mann, ob gegen Feind oder Freund. Mancher, der Beute gemacht hatte, freute sich ihrer nicht lange, wenn er im wilden Rausche zügellosen Genusses sich in den Straßen nicht mehr zurechtfand und nun selbst eine Beute der verzehrenden Flamme wurde, die ihn, vom Winde getrieben, unversehens überraschte. Jeder dachte in diesen Schreckenstagen nur an sich selbst, niemand mehr an die russischen und französischen Verwundeten, die in Spitälern und Lazaretten lagen. Da sah man denn viele dieser Unglücklichen, wie sie sich, so weit sie es mit ihren verwundeten Gliedern vermochten, vor den andringenden Flammen zu retten suchten, mühselig durch die Straßen krochen und dann doch noch von dem todbringenden Elemente erreicht wurden; da sah man andere in ihrer Verzweiflung sich aus den Fenstern stürzen und auf dem Boden zerschmettern. 20,000 Verwundete beider Lager sollen in diesen Schreckenstagen dem Feuer zum Opfer gefallen sein. Erst am 19. September ließ die Wut des Elementes etwas nach; es fand nicht mehr viel Nahrung. Zwei Tage später brachte heftiger Regenfall die Gluten allmählich zum Erlöschen.

Und auch die Glut wilder menschlicher Leidenschaften wich der Kühle nüchterner Besinnung. Die französischen Soldaten kehrten zu ihren Regimentern zurück. Am 20. September bezog Napoleon wieder die Gemächer des verschont gebliebenen Kremls. Und wenn er jetzt Ausschau hielt, so sah er vor sich einen riesenhaften Trümmerhaufen, aus dem nur zahllose Turmruinen und Schornsteine grauenerregend in die rauchige Luft ragten. Von 8000 hölzernen Häusern der Stadt standen noch 500, von 4000 steinernen noch 200, von 1600 Kirchen 800, 700 waren beschädigt.

Was nun? mußte sich der Kaiser fragen. Die nächste Antwort war: Ordnung schaffen auf dem Trümmerfelde, so weit es eben möglich. Moskau wurde unter französische Verwaltung gestellt und in zwanzig Bezirke



Der Brand von Moskau. Nach einem gleichzeitigen farbigen Kupferstich.

eingeteilt. Dringende Not trat für das französische Heer in den nächsten Tagen noch nicht ein. Denn es hatten sich noch ziemliche Vorräte an Lebensmitteln vorgefunden, die in Kellern und Gewölben der Wut des Feuers entgingen. Aber was dann weiter? Diese Frage beschäftigte Napoleon lebhaft, und die Antwort, die er sich darauf gab, erwies sich als ganz falsch. Friedensschluß, sagte er sich; doch die Russen dachten nicht von ferne an solchen. Er begriff es nicht, was sie mit der Preisgabe und der Zerstörung ihrer „heiligen" Stadt beabsichtigten. Die Russen? Das ist unrichtig gesprochen. Nein, nur e i n Russe war es, Graf Rostopschin, der Gouverneur von Moskau. Das war der Mann, der es unternahm, das Andenken an seinen Namen mit Flammenschrift in die Geschichte seines Vaterlandes und in das Schicksalsbuch Napoleons einzuschreiben. Es wurde lange Zeit in Rußland und wird auch jetzt noch zu wenig bedacht und gewürdigt, was Rostopschin mit seiner kühnen Tat auf sich nahm. Sie war ein ungeheueres Wagnis; denn noch mehr als den Grimm des Feindes hatte er für die Ausführung seines Werkes den Haß, ja die Wut seines eigenen Volkes zu befürchten. Galt doch diesem seine Hauptstadt als ein unverletzliches Heiligtum. Moskau zerstören hieß ihm ein unerhörter Frevel. Fluch mußte den treffen, der sich dessen erkühnte. Das wußte auch Napoleon. Den Fluch von sich abzuwenden, veranstaltete er sofort nach seinem zweiten Einzug in den Kreml eine strenge Untersuchung. Diese stellte unzweifelhaft fest, daß Rostopschin Sträflinge aus den Gefängnissen entlassen und unter dem Versprechen der späteren Freiheit beauftragt hatte, nach einem wohldurchdachten Plane alsbald nach dem Einzuge der Franzosen Feuer einzulegen. Die Befreiten erfüllten ihren Auftrag eifrig. Napoleon ließ schon am 25. September dreizehn überführte Brandstifter erschießen. Die meisten Russen blieben aber überzeugt, daß die Franzosen die „heilige" Stadt den Flammen überlieferten.

Rostopschin handelte ganz auf eigene Faust und Verantwortung. Zu dem, was er seit dem Erscheinen des Feindes vor Moskau anordnete, besaß er keinen höheren Auftrag. Der Entschluß dazu reifte in ihm seit den Tagen der blutigen Kämpfe um Smolensk und seit der grauenvollen, männermordenden Schlacht bei Borodino am 7. September. Er liebte sein Land und Volk glühend, aber noch glühender haßte er den fremden Eroberer. Kein Friede und wenn es den Untergang Moskaus forderte! Das war seine Losung. Schon am 24. August schrieb er an den Fürsten Bagration: „Wenn Gott uns nicht günstig ist, so wird Moskau in Flammen aufgehen und Napoleon statt reicher Beute nur den Aschenhaufen der russischen Hauptstadt finden." Ähnlich schrieb er am 2. September. Und als dann nach der Schlacht bei Borodino das russische Heer sich bis vor Moskau zurückzog und Rostopschin den zerrütteten Zustand desselben wahrnahm, da schritt er im rechten Augenblicke rücksichtslos zur Tat. Den Einwohnern Moskaus wurde zwar bekannt gegeben, man werde dem Feinde vor den Toren der Stadt noch eine Verteidigungsschlacht liefern, wofür ja im russischen Kriegsrate auch noch einige Stimmen eintraten; allein der Oberfeldherr Kutusow entschied für den Abzug. Rostopschin forderte die Bewohner zu sofortigem Verlassen der Stadt auf. Am 13. September begann der Auszug der entsetzten Bevölkerung. Vielleicht fiel es doch manchen mitten in der ungeheuren Verwirrung auf, daß auch die Feuerspritzen aus der Stadt entfernt wurden. Aber welcher Russe hätte an den wahren

Uebergang der französischen Armee über die Beresina vom 25.—28. November 1812. Von J. Falat.

Zweck dieser Anordnung denken wollen? Am 14. September fanden die einziehenden Franzosen die Straßen menschenleer. Ihre Vorhut stieß beim Durchmarsch durch die ganze Stadt nur noch auf die letzten Nachzügler des russischen Heeres. Ein unheimliches Gefühl beschlich die Sieger, als sie auch keine vermuteten Angriffe aus Verstecken der Häuser und Gassen zu bestehen hatten. Kaum aber hatten sie sich etwas eingerichtet und war die erste Nacht auf die totenstille Stadt gesunken, so gingen die Brandstifter an ihre verderbenbringende Arbeit. Die Ausgewanderten konnten aus der Ferne den geröteten Nachthimmel sehen und jammern über die Zerstörung ihrer häuslichen Herde. Sie schrieben die Schuld dem fremden Eroberer zu und nährten einen um so glühenderen Haß gegen ihn. Als später offenkundig wurde, wer den Brand veranlaßt hatte, da verziehen es Rostopschin auch solche seiner Landsleute nicht, die die Richtigkeit seiner Berechnung anerkennen mußten. Der kühne Mann erntete Undank, und der Zar ließ ihn in Ungnade fallen.

Worauf Rostopschin es absah, das traf auch ein: das zerstörte Moskau konnte dem Feinde auf die Dauer keine befriedigende Unterkunft und keine genügenden Hilfsquellen bieten. Entweder mußte er sich zum Rückzuge entschließen oder dann dem russischen Heere nachziehen, sich also noch weiter in die unermeßlichen Weiten des ihm unbekannten Landes verlieren; denn die Russen wichen jedem entscheidenden Schlage aus. Zudem stand der russische Winter vor der Türe, dessen strenge Härte die Großzahl der französischen Soldaten nicht zu ertragen vermochte, da sie überwiegend aus südlicheren Gegenden stammten. Ja, Rostopschin rechnete richtig.

Falsch aber immer noch Napoleon im Kreml. Er glaubte, das große Flammenzeichen Moskau müsse zum Frieden leuchten, während es richtig gelesen die Erklärung enthielt: nichts von Frieden; die Russen sind noch zu jedem weitern Opfer bereit! Die Nachricht von der Preisgabe der Hauptstadt und ihrer Zerstörung wirkte in Petersburg anfänglich allerdings niederschlagend, lähmend, und Napoleon wähnte, sie müsse die Russen zu Friedensanträgen zwingen. Er erwartete täglich russische Abgesandte; umsonst. Er wiegte sich zum Troste in eitlen Hoffnungen und gaukelte sich und seiner Umgebung die Möglichkeit einer Überwinterung in Moskau vor, während man in seinem Heere düster in die Zukunft blickte. So schrieb ja am 15. September ein württembergischer Offizier, auf seinem Felleisen sitzend, beim Flammenschein des Brandes in sein Tagebuch: „Mit der Zerstörung Moskaus schwindet unsere letzte Hoffnung dahin. Während der Feind zu neuem Kampfe sich rüstet, schmelzen unsere Kräfte immer mehr zusammen. Von den 16,000 Württembergern, welche nach Rußland marschierten, stehen hier insgesamt, Reiter und Artillerie einbegriffen, nicht mehr als 2000 im Lager, und in verhältnismäßig gleichem Zustande befindet sich die ganze Armee Napoleons."

Mit jedem Tage konnte sich der Kaiser weniger verhehlen, daß seine Lage gefährlich wurde. Ungeduldig wartete er auf ein Zeichen von Petersburg her. Doch Zar Alexander rührte sich nicht. Entschlossen hatte dieser, nachdem man sich vom ersten lähmenden Schrecken über Moskaus Schicksal erholt hatte, der Armee durch einen Offizier melden lassen, daß er nicht an Frieden denke. „Kehren Sie zur Armee zurück, und sagen Sie derselben: so lange nur noch e i n Soldat, e i n Bauer bleibt, werde ich keinen Frieden mit Napoleon eingehen. Es ist besser, im Innern Sibiriens von trocke-

nem Brote sich zu nähren, als die Schande meines Vaterlandes zu unterzeichnen. Merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen sage. Napoleon oder ich. Ich oder er. Wir können nicht mehr neben einander regieren. Ich habe ihn kennen gelernt, er wird mich nicht mehr täuschen."

So sah sich Napoleon gezwungen, den ersten Schritt zu tun, eine Demütigung, wie er noch keine erfahren hatte. Am 5. Oktober schickte er zwecks Einleitung von Unterhandlungen den General Lauriston ins russische Hauptquartier. Kutusow erklärte, keine Vollmachten zu haben; einen Brief Napoleons an Zar Alexander wolle er übermitteln. Vierzehn kostbare Tage waren bis dahin verloren; vierzehn weitere zerrannen in peinlicher Ungewißheit. Napoleon schickte endlich zum zweiten Male ins Russenlager, „um nachzufragen, wie die Antwort des Kaisers ausgefallen sei." Sie war wirklich ausgefallen, will sagen, der Zar hatte gar nicht geantwortet. Dem Kaiser fielen die Schuppen von den Augen. Nun konnte er das Flammenzeichen Moskau richtig auslegen. Und welche Blöße hatte er sich mit der zweiten Anfrage im russischen Lager gegeben. Er mußte den Rückzug beschließen. Am 17. Oktober hob dieser an. Am nächsten Tage griffen die Russen schon an und brachten der Vorhut der französischen Armee eine empfindliche Schlappe bei. Eine Zeit unerhörter Leiden begann infolge beständiger Bedrängung durch den Feind, der jedem entscheidenden Schlage sich entzog, ferner infolge Mangels an Lebensmitteln und genügender Kleidung, verheerender Krankheiten und des Einbruchs eines unerhört harten Winters. Von den etwa 100,000 Franzosen, die leidlich wieder gestärkt und eingeordnet Moskau verließen, entgingen nur 10,000 Mann, wankenden Schatten gleich, über die eisbedeckte Beresina dem Verderben. Wie mancher arme Soldat mochte, wenn er nächtlich auf den russischen Schneefeldern an einem kümmerlichen Beiwachtfeuer lag oder gar kein solches anzünden konnte, an die Septembertage in Moskau denken, da er sich vor den Gluten des Brandes kaum zu schützen vermochte oder das Lagerfeuer mit Stücken kostbarster zerschlagener Möbel und Hausgeräte übermütig unterhielt und dazu im Genusse seines Raubes schwelgte. Auf dem Rückzuge dachte Napoleon vielleicht bisweilen auch daran, daß ihm in Rostopschin ein Kraftmensch entgegen getreten war, der gleich ihm vor keinem Mittel zur Erreichung eines großen Zweckes zurückschreckte. Man könnte sich versucht fühlen, klänge es nicht zu scherzhaft, zu sagen, Rostopschin habe mit dem Flammenzeichen des brennenden Moskaus dem Korsen heimgezündet. Nichts Scherzhaftes aber liegt in der Behauptung, am Feuer Moskaus habe sich nicht nur die Glut des patriotischen Hasses und des Mutes der Verteidigung des Vaterlandes bei den Russen entzündet, sondern seien auch zur Flamme aufgeschlagen die erst noch schlummernden Funken der Begeisterung, die Gut und Blut weitum in Europa einsetzte, die Freiheit vom Joche des Gewaltmenschen zu erringen, dieses Übermächtigen, der seinem Willen zur Macht das Leben von dritthalb Millionen Männern in der Blüte ihrer Jahre opferte und trotzdem (oder vielleicht gerade deswegen?) Unzähligen ein Abgott wurde. H.